

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 12

Artikel: Mein Schwager der Parteipräsident : eine leicht groteske Erzählung
Autor: Kellenwurf, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

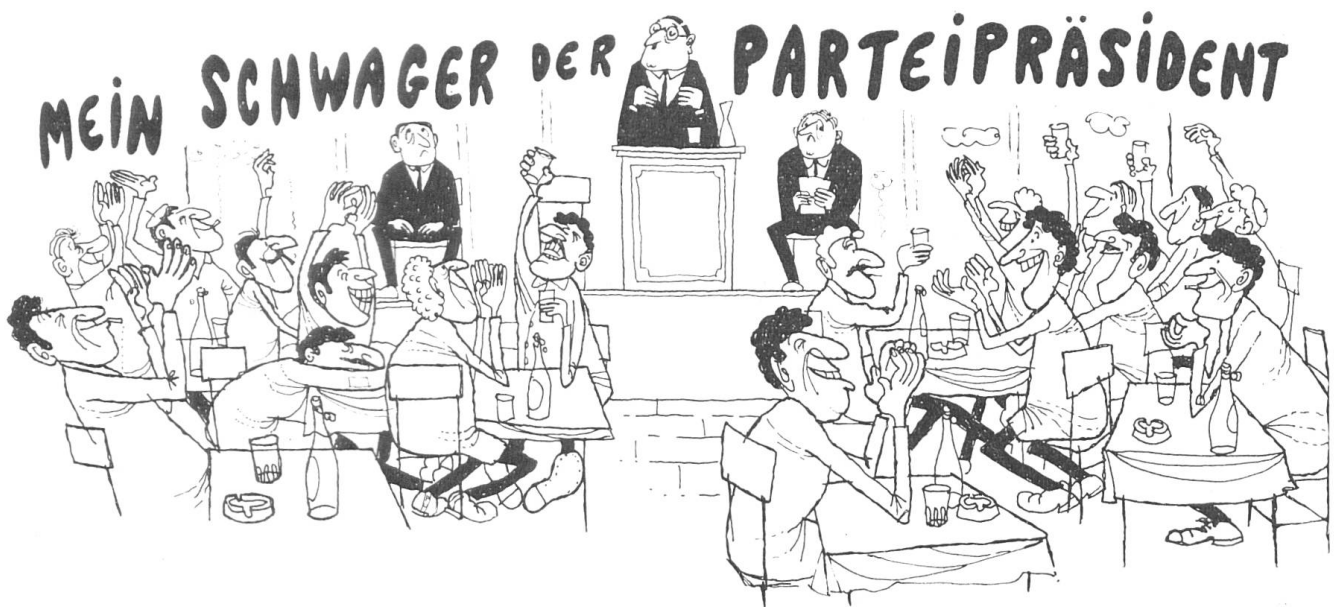
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Eine leicht groteske Erzählung von Oskar Kellenwurf

Zeichnung von Hans Moser

In diesem Jahr mußte ich meine Ferien auf den Oktober verschieben. Großer Arbeitsanfall im Geschäft zwang mich zum ersten Mal in meinem Leben, sie mir so spät geben zu lassen. Der Oktober aber war ein Monat voller Sonne und Himmelsbläue, und meine Tage auf dem Land, fern vom nervösen Stadtgetriebe, waren herrliche gewesen. Meine Schwester, die Frau eines Schreiners mit eigenem, kleinen, aber gut gehenden Betrieb, hatte mich öfters schon gebeten, meine Ferien doch bei ihnen zu verbringen. Darum fuhr ich hinaus.

Ferien sind schön, auch wenn nichts besonderes geschieht. Was sie mir aber boten, reizte mich, aufzuschreiben.

Mein Schwager betrieb in erster Linie das edle Schreinerhandwerk. Er beschäftigte zwei Gehilfen, tüchtig im Beruf, auf die er sich verlassen konnte. Außerdem war mein Schwager Parteipräsident. In der Zeit nun, in welcher ich meine Ferien bei ihm verbrachte, glich er, wie man so sagt, einem Nervenbündel, hin- und hergerissen zwischen Berufs- und Parteipflicht. Man stand vor den Nationalratswahlen. Überall herrschte Hochbetrieb in Werkstätten und auf Bauplätzen, denn man schritt der Vollenendung eines neuen Wohnquartiers entgegen.

Zwischendurch sollte man agitieren – für die Wahlen genügend Stimmen werben.

Mein Schwager liebte es, wenn ich ihn auf die Baustellen begleitete. Er bewies mir gerne seine berufliche Leistungsfähigkeit, und er äußerte sich mit großem Eifer über seine politische Tätigkeit.

Während wir auf noch nicht erstellten «Straßen» dem neuen Viertel zuradelten, gestand er mir: «Ich habe Angst, geradezu Angst, meine Wahlversammlung werde diesmal mißlingen. Hochkonjunktur ist eine Feindin der Politik. Man kann mit keinem Menschen anständig darüber reden. Keiner hat Zeit. Jeder ist überbeschäftigt und spuckt vor der Politik aus.»

«Seit wann bist du Präsident?», fragte ich. Er sann nach, um dann zu erklären: «Seit fünf Jahren. – Ich weiß schon, was du denkst. – Ja ja, in fünf Jahren sollte man sattelfest geworden sein. Unzählige Versammlungen habe ich geleitet – mehr oder weniger gut und erfolgreich. Diesmal aber habe ich Ahnungen oder Vorahnungen. Glaubst du an das Eintreffen unguter Dinge, die man vorausahnt?» Ich hob nur meine Schultern zum Zeichen, daß man da verschiedener Ansicht sein könne, und er fuhr fort: «Mir graut vor der nächsten Ver-

sammlung. Ein kleines Häuflein Leute wird erscheinen, und ich muß mich vor dem Redner zu Tode schämen. – Er ist nämlich mein ehemaliger Kompagniekommandant. Ich weiß nicht, ob du dich in meine Lage hineindenken kannst.»

Seine Sorgen waren mir unerklärlich. Warum sollte eine rechtzeitig angesagte Parteiversammlung von solcher Wichtigkeit gerade diesmal schlecht besucht sein?

Wir traten in eines der unlängst erstellten Häuser. Im Erdgeschoß desselben gab mein Schwager seinen Gesellen die nötigen Anweisungen: «Ihr schlagt also die Fenster auf der angegebenen Höhe an, beidseitig nach den Gewänden im Licht verteilt. – Die Steinschrauben fetten!» Der eine machte ihn auf die Seitenschlitze für die Gesimse aufmerksam, die noch nicht in die Mauer gespitzt waren. «Siehst du», so wandte sich der Schwager an mich, «so hat man unnötige Scherereien. Ich sollte die Eichengesimse anbringen, – die Schlitze aber für die Gesimsen hat man vergessen. – Soll ich nun selber spitzen – oder soll ich warten, bis der Termin verstrichen ist? – Verdammt nochmal! – So vertrödeln man die Zeit. Kommst du mit? Ich muß sogleich zum Architekt.»

Ich fuhr mit. Vor dem Haus des Architekten legte der Aufgeregte sein Rad kurzerhand auf den Boden und eilte die drei Stufen hinauf, um auf den Klingelknopf zu drücken. Während er wartete, wischte er sich den Schweiß vom Gesicht. Ich sah an seinem Mienenspiel, daß er sich grimmige Worte zurechtlegte. Kaum erblickte er die Nase des Architekten Kurveneck, schoß er los: «Was ist das für eine Schlampe! Wer spitzt eigentlich die Schlitze für die Gesimsen? Diese Woche noch soll ich mit meiner Arbeit fertig sein, aber die ganze siebente Reihe ist ohne Schlitze.» Der hemdärmelige Hausherr beschwichtigte zur Ruhe und lud zum Eintreten ein. Mein Schwager aber war gereizt und wehrte: «Keine Zeit, keine Zeit! – Also, wie steht es mit den Schlitzern?»

«Die sind alle im Plan eingezeichnet und im Baubeschrieb vermerkt.»

«Diese Feststellung habe ich selber gemacht. – Wer aber spitzt nun? – Und vor allem: – wann – wird gespitzt?»

Architekt Kurveneck versprach, sogleich das Nötige zu veranlassen. Stirnrunzelnd gab der Schreiner sich zufrieden. Aus Gewohnheit wischte er sich noch einmal den Schweiß vom Gesicht, obwohl er nicht schwitzte. Es war ein

Oktoberstag, den man zu den angenehmsten, zu den schönsten zählen durfte. Noch trugen die Bäume ihre dunkelgrünen Blätter unter einem reinen, blauen Himmel. Nur am Walde drüben leuchteten einzelne Stellen gelb und braunrot heraus. Die Trauben an den Hausmauern hingen ungewöhnlich schwer. Wer jetzt schon davon versuchte, zerdrückte mit seiner Zunge süße, saftstrotzende Beeren.

Mein Schwager beachtete zu dieser Zeit die Schönheiten der Umgebung nicht. Aufregung und Sorgen drückten ihre Stempel in sein Gesicht und ließen ihn jede seiner Bewegungen hastig ausführen. Schon hatte er sich zum Gehen gewandt, drehte er sich noch einmal nach Kurveneck um: «– Du, Archibald, bist doch am Samstagabend mit dabei?» Der für das neue Wohnquartier Verantwortliche machte plötzlich Glotzaugen, hob seine Schultern und blieb eine Weile in dieser Stellung, während er fragte: «Wo soll ich nun eigentlich sein? – Du willst mich bei der Parteiversammlung. Die Baugenossenschaft will mich beim Aufrichtefest haben. Das Wohnviertel ist im Rohbau fertig, ich muß die Rede schwingen, – also?!» Er behielt die guten Rat heischende Bewegung bei, klatschte dann seine Hände an die Schenkel und machte ein Gesicht, das aus lauter Fragezeichen zusammengestellt zu sein schien. Mein Schwager, der Parteipräsident, tat beleidigt: «Du willst nicht, der Türmer will nicht, des Aloisen Hanssepp will nicht – überhaupt – vom Vorstand haben nur zwei zugesagt, sage und schreibe zwei Männlein. Ihr anderen habt eine Ausrede. Ich bemühte mich um einen gewiegten Referenten aus der Bundesstadt und ihr habt mir beigespflichtet. Jetzt, da alles geregelt ist, Ort und Zeit bestimmt sind, laßt ihr mich im Stich.»

Der Vielbeschäftigte ließ seinen Blick an der Hausecke vorbei in die Weite schweifen, ehe er den Warnfinger hob und drohte: «Eines versichere ich, Archibald: wenn die Versammlung eine Beschämung wird, bin ich die längste Zeit euer Präsident gewesen! Noch am selben Abend reiche ich meinen Rücktritt ein. Warum müßt ihr das verdamnte Aufrichtefest gerade auf den gleichen Tag festsetzen?»

«Weil es nicht anders ging, mein Lieber. Gerade jetzt ist das ganze Wohnviertel unter Dach und es war ausgemacht, daß dann gefeiert wird. Du halfest mit, das zu beschließen. Die Arbeiter haben es verdient. Zudem mußten wir auf den Vertreter der Regierung Rücksicht

nehmen. Eigentlich solltest du auch mit dabei sein.»

Ein unerhört sträflicher Blick traf den Architekten. «– Das auch noch! Soll ich meine eigene Versammlung schwänzen? Deine Ausrede entschuldigt dich nicht. Man weiß seit Neunzehnhundertneunzehn, daß jeweils alle vier Jahre im Oktober, und zwar am letzten Sonntag, die Nationalratswahlen stattfinden. Man weiß also, daß der Oktober angefüllt ist mit Wahlversammlungen. Ich wiederhole: man hätte darauf Rücksicht nehmen sollen.»

«Du vergißt, daß die Baugenossenschaft nichts mit Politik zu tun hat.»

«Nichts vergesse ich, aber ich weiß, daß gegenwärtig Politik wichtiger ist als Fressen und Saufen. Warum wähltest ihr dazu ebenfalls die „Krone“?»

«Weil sie im Orte die größte Gartenwirtschaft hat und allen Platz bietet. Wir beginnen am Nachmittag, während deine Versammlung erst auf abends acht Uhr angesagt ist. Also kommen wir einander nicht ins Gehege. Vielleicht haben wir sogar Gelegenheit, noch dabei zu sein. Reg dich also nicht auf.»

Mein Schwager verwarf die Hände: «So redest du, während die ganze Mühe auf mir lastet. In kaum drei Wochen finden die Wahlen statt. Ich renne im ganzen Dorf herum. Ihr aber schüttelt nachher die Köpfe, wenn wir Stimmen verlieren. – Aber wie gesagt – wenn die Versammlung ein Fiasko wird...! – Ich muß gehen. Also – die Schlitz für die Gesimseohren! – Wiedersehen!»

Ich bemerkte noch, wie der Architekt lächelnd seinen Kopf schüttelte, während mein Schwager sein Fahrrad vom Boden hob, sich darauf schwang und mir vorausraste.

Daheim warf er sich auf das Kanapee und streckte die Beine von sich. Meine Schwester bat mich heimlich, ihm doch Gesellschaft zu leisten, ihn abzulenken, sie befürchte in letzter Zeit, er hintersinne sich. Ausbrüche seiner Sorgen ließ ich gefaßt über mich ergehen: «Soll ich die ganze Veranstaltung an den Nagel hängen? Es wäre weitaus das Gescheiteste. Ich sage alles ab! Welch eine Schande, wenn der weitherum bekannte Redner vor einem Häuflein Zuhörer an das Pult steigen müßte! – Für mich – und für ein Industriedorf. Hätte ich die Lauheit der Parteifreunde vorher gekannt, es wäre mir nicht eingefallen, das Präsidium zu übernehmen. Jeder schreibt irgendeine an den

Haaren herbeigezogene Entschuldigung. Einige halten selbst das für überflüssig.»

Die Vorstellung von einer beschämend schlecht besuchten Parteiversammlung brachte meinen Schwager an den Rand des Wahnsinns. Ich suchte sie aus seinem Sinn zu verschrecken, indem ich seine Zweifel als unbegründet hinstellte. Unentwegte, auf die man zählen könne, gebe es immer. – Aber das elende Häuflein Männer in einem großen Saal –, dieses Bild wich nicht.

Von meiner Schwester wußte ich, daß sie schon als Backfisch an ähnlichen Nöten meines Vaters teilgenommen hatte, der ebenfalls Parteipräsident gewesen war. Es schien ihr Schicksal zu sein, auch jetzt wie damals Reden aufsetzen, verbessern und auswendig lernen zu helfen. Sie würde ihren Ehemann so lange aufmuntern, bis er von seiner Pflicht überzeugt war. Auf ihren Rat hin entschloß er sich, jedes Parteimitglied noch einmal durch eine Postkarte persönlich einzuladen. Er setzte sich an den Schreibtisch, schrieb, hielt mir dann die Karte hin und fügte bei: «Den Rest besorgt mein Töchterchen. Seitdem es maschinenscreibt, nimmt es mir diese Mühe ab.» Ich las: «*Sie werden dringend eingeladen, an der orientierenden Wahlversammlung vom 10. Oktober abends acht Uhr im großen Saal der „Krone“ teilzunehmen. Drei der Kandidaten stellen sich mit Kurzreferaten vor, während die Hauptrede von Dr. Walo von Langenegg, Nationalrat, gehalten wird. Anschließend freie Aussprache. Vollzähliges Erscheinen erwartet*

Der Präsident.

Darunter stand als Anweisung für das Töchterchen geschrieben: Dringlich und unverzüglich an sämtliche!

Doch er fand keine Ruhe. Er rief in die Küche, wo man seine Frau hantieren hörte: «Elise, wo ist das Meitschi?» Meine Schwester kannte alle Schattierungen in der Stimme ihres Mannes. Sie hörte und fühlte die Gewitterstimmung heraus. Die Hände an der Schürze trocknend, trat sie in die Stube. Zugleich mit ihr, jedoch durch eine andere Türe, kam das Töchterchen, welches wahrscheinlich alles mitangehört hatte. Als der Vater ihm den Auftrag erteilen wollte und dem Mädchen zu diesem Zweck ins Gesicht schaute, schwollen seine Zornesadern. Ich begriff erst, als das Donnerwetter in vollem Gange war:

«Hast wieder Mitesser aus deinem Gesicht

gedrückt, schamloses Geschöpf! Schändlich siehst du aus. Kannst du denn nicht aufhören, deine Haut auszuquetschen! Laß den Talg in den Poren, der muß doch drin sein!» Wütend schmiß er den Schreibblock samt dem Bleistift auf den Boden. Das Mädchen schämte sich so, daß es auf kürzestem Weg wieder verschwand. Er aber klemmte erbost den Kopf zwischen die Hände und schwieg.

Meine Schwester bückte sich nach dem Schreibzeug, warf mir einen besorgten Blick zu und murmelte, auf ihren Gatten deutend: «Er ist überreizt. Bei jeder Kleinigkeit gerät er aus dem Häuschen. Du wirst mich auslachen, aber ich bin froh, wenn erst die Wahlen vorbei sind.»

Da unsere Bärte gleichzeitig wuchsen, machte es mir nichts aus, meinen Schwager auch zum Haarschneider zu begleiten. Kaum hatte er begrüßt, überrumpelte er diesen mit seinem Anliegen: «Hast du die Einladung bekommen, Max?» Der vielbeschäftigte Verschönerungskünstler gab zu bedenken, während mein Schwager in Erwartung einer üblen Antwort schon seine Stirn runzelte: «Der Samstag ist für mich sozusagen der blödeste Tag für solche Anlässe. Ich habe alle Hände voll zu tun bis spät. Dann mag ich nicht mehr. Zudem, in diesem Fall nun kenne ich jeden einzelnen der Kandidaten, die sich vorstellen wollen. Ich hörte sie an der kantonalen Delegiertenversammlung reden. Soll ich denselben Senf zweimal genießen? Begreif...» Der Schwager unterbrach ihn: «Nichts begreife ich! – Oder doch, auf diese Weise begreife ich, daß wir ein paar Männlein sein werden, daß ich mich vor dem Referenten in Grund und Boden hinein schämen muß. Du aber samt den anderen Parteifreunden – wenn man so sagen darf –, ihr also werdet hierauf begreifen, daß ich nicht länger Präsident sein mag. Ich mag dann auch nicht mehr. – Als ob nicht auch ich alle Hände voll zu tun hätte! Hast du etwa Walo von Langenegg schon reden gehört?»

«Nein, aber ich kann mir vorstellen, was er sagt.»

«Nichts kannst du dir vorstellen! Der Mann ist als Nationalrat in allen Dingen der Wirtschaft bewandert wie kein zweiter. Er versteht die Leute für eine Idee zu gewinnen. Du solltest – doch ach, ich schwatze ja umsonst. Wenn ich mangels genügender Zuhörerzahl davonlaufe – gleich vom Pult weg, kommt ihr alle mit in die Narrenzeitung.»

Schweizerische Baudenkmäler - abgebrochen



Photo Willy Zeller

Das wegen einer angeblich notwendigen Kirchenerweiterung abgebrochene Schul- und Gemeindehaus in Bürchen (VS)

«Meister Hans Metling hat disz Hvs gebvwen.» So lasen wir am wuchtigen Deckengebälk des Schul- und Gemeindehauses zu Bürchen ob Visp neben der Jahrzahl 1610. Es handelte sich ohne Zweifel um eines der charakturvollsten Gebäude weit und breit in alt-repräsentativem Stil. Doch als aus Platzgründen ein Neubau fällig wurde und auch die unmittelbar darüber stehende Kirche erweitert werden musste, waren die Tage des Altbaues gezählt — heute ist er verschwunden.

Ich erwartete jeden Augenblick, meinen Schwager mit Seifenschaum am Gesicht davonlaufen zu sehen. Doch schien er sich verbissen zu beherrschen.

So hatte er, der Parteipräsident, nicht nur an alle Parteifreunde Einladungen verschickt, sondern er weibelte von einem zum anderen höchst persönlich. Ich begleitete ihn nicht überall hin, stellte jedoch an ihm eine wach-

sende Unsicherheit fest, je näher der Tag der Versammlung rückte. Nachts schreckte er seine Frau aus dem Schlaf, rief, die Fenster-schlitze sollten endlich gespitzt sein, damit Dr. Walo von Langenegg das Referat halten könne. Meine Schwester hielt ihm vor, so zerfahren habe er noch keine Versammlung erwartet.

«Es ist wie verhext», wütete er unterdrückt. «Gerade jetzt, da mein ehemaliger Hauptmann spricht, überhäuft man mich mit fadenscheinigen Entschuldigungen.»

«Aaaah!» dehnte meine Schwester, «– darum also!»

Er schaute sie verblüfft an: «– Was, – darum?»

«Eben, weil er dein Hauptmann war. Mit einer schlecht besuchten Versammlung würdest du schäbig dastehen.» Er fühlte sich endlich verstanden: «Eben ja, das ist es. Kommt es dazu, gebe ich der Bande einen Denkkzettel, indem ich davonlaufe.»

«Das wirst du bleiben lassen. Du kannst . . .»

«Nichts werde ich bleiben lassen, darauf . . .»

« . . . Dann steige ich eben an das Pult!»

Dem Schwager blieb der Mund offen stehen. Endlich stotterte er: «Wa-Wa – du? – Was verstehst du von Politik? Bleib du schön zu Hause, wo du hingehörst. Du würdest mich nur lächerlich machen.»

Meine Schwester, deren Drohung gar nicht ernst gemeint gewesen war, wehrte sich: «Du selber machst dich lächerlich. So treibt man nicht Politik. Mit Drohungen füllst du den Saal nicht. Du tust viel zu aufgeregt – wegen des bißchen Hauptmanns, des ehemaligen. Der ist nicht mehr als du. Wenn man euch beide nackt nebeneinanderstellen würde, kein Mensch sähe einen Rangunterschied. Wo ist deine übliche Ruhe hingeflogen? Jetzt setze ich mich hin und setze deine Rede auf – und du hältst sie!» Etwas später fügte sie noch hinzu: « . . . Wie so oft schon, nicht wahr?»

Ich hörte dem Gespräch aus dem Nebenzimmer belustigt zu. Anderntags sah ich meinen Schwager hinter dem Schreibblock sitzen und seine Rede studieren.

Schmunzelnd legte er mir das Geschriebene hin, mich auffordernd, es zu lesen. Es machte mir keine Mühe, die politische Reife meiner Schwester anzuerkennen. Ich las die Anrede, die Begrüßung, die Begründung der Veranstaltung, den Ausblick auf das Ziel und die Hoffnung auf den Sieg. Er aber flüsterte nachher ein übers andere Mal: « . . . Ein Teufelsweib-

chen! – Kennt sich in Politik ebensogut aus wie ich. Schau diesen Satz da: Wer nicht politisiert, mit dem wird politisiert! Ich kann nicht umhin, sie mit Gottfried Kellers Regel Amrain zu vergleichen.»

Als er sich allein wähnte, stand er vor dem großen Spiegel und hielt sich die Rede, in Mundart übersetzt. Wir hörten vom Balkon aus lächelnd zu. Es überraschte uns, daß er unvermittelt abbrach, mitten in einem Satz. Meine Schwester spähte zwischen den Geranienstöcken hinein und winkte mich heran. Wir schauten zu, wie er sein Gesicht ganz nahe an den Spiegel hielt, und wie er beide Hände an die Nase hob, um mit den Daumen eben entdeckte Mitesser auszuquetschen. «Siehst du», erklärte mir seine Frau, «seine Haut ist großporig wie die des Mädchens. Diesem verbietet er, was er jetzt selber tut. Es will vor seinem Schatz, er aber vor seinem Hauptmann ohne Makel dastehen – und beide tun das Verkehrte.»

Am Tage der Versammlung munterte sie ihn noch einmal auf: «Selbst wenn nur zehn anwesend sind, hältst du durch. Die zehn sind dann eben Männer, die man nicht vor den Kopf stoßen darf.» Nicht ohne heimlichen Stolz hörte sie ihn sagen: «Der Beifall an mich wird dir gehören – ohne daß sie es ahnen.»

Während mein Schwager seine Fassung zürückerobert zu haben schien, erfüllte eine zunehmende Unruhe meine Schwester. Sie nahm an der Angelegenheit mehr Anteil, als sie zugeben wollte.

Die Gartenwirtschaft zur «Krone» wurde zu den größten und schönsten der Gegend gezählt. Von der Hauptstraße durch einen staubhemmenden Lebhag getrennt, lag sie etwas vertieft im Schatten hochaufragender Platanen. Zwar verzeichneten die Kalender schon Herbst, doch schien das außerordentlich sommerliche Wetter ohne Ende bleiben zu wollen. Die Sonne zeichnete einzelne Flecken auf Boden und Stämme. Graugrün und gelb gesprenkelt standen sie da, ihre mächtigen Arme in das Laubdach erhebend.

Ich kam von einem Gang durch das Dorf zurück und schaute durch eine Lücke dem Treiben zu. Auf einem Podium spielte eine Musikantengruppe.

Eifrige Schenktöchter bemühten sich, die an langen Tischen sitzenden, sonntäglich gekleideten Männer befriedigend zu bewirten. Ich ließ mir von einem ebenfalls Zuschauenden er-

klären, man feiere hier das Aufrichtefest des neuen Wohnquartiers. Die Reden seien bereits verklungen, der hohe Regierungsrat habe sich eben entfernt. «Sehen Sie», so machte mich der Mann aufmerksam, «die Herren von der Baugenossenschaft sitzen dort oben einträchtig beisammen. Sauser und andere gute Tropfen lassen sie verträglich sein. Sie haben die auf den Bauten üblichen Gifteleien und Zänkereien vergessen. Die Bäuche und Köpfe fühlen sich wohl. Der Regierungsrat hat es ihnen aber auch gesagt und betont, man schulde der Baugenossenschaft großen Dank, weil sie das Problem der Wohnbaufrage weitgehend gelöst habe. Vom materiellen Gewinn hat er nichts gesagt, aber schauen Sie hin, man sieht den Herren auch diesen an.»

Ebenso gehoben schienen sich die Bewirteten zu fühlen, die Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Plattenleger, Maler und Angehörige anderer Berufe. Die Flecken der Sonne wanderten über den Boden in die Länge. Sie kletterten auch an den Stämmen hoch. Dann und wann wirbelte ein Blatt durch den Strahl. In der Musik untergehend, schmetterten von einem Kirchturm die Stunden. Ich blieb längere Zeit an der Lücke des Hages, denn in den Pausen, welche die Musikkapelle einschaltete, sangen italienische Maurer feurige Lieder. Die Sänger stiegen jeweils auf einen der Tische und ließen sich von einer Handharmonika begleiten. Es dämmerte bereits, als ich nach Hause eilte, um mich zur Teilnahme an des Schwagers Parteiversammlung zu rüsten. Mehr meiner Schwester als ihm hatte ich versprochen, mitzugehen.

Tausend Sterne standen am Himmel, als wir uns nach der «Krone» aufmachten. Meine Schwester begleitete uns. Die Baßgeige und die Klarinette schickten uns ihre Töne entgegen. Wir traten hinter den Hag und schauten dem Treiben eine Weile zu. Man tanzte unter den Lichtern bunt aufgereihter Lampen. Die Schenktöchter wurden herumgewirbelt und flogen von Arm zu Arm. Es mußte ein genügender Vorrat an Tranksame vorhanden sein. Mein Schwager klemmte seine Mappe unter den Arm. Er deutete mit dem Kinn zu den Tischen und bemerkte, nicht ohne Anflug leiser Bitternis: «Dort, seht ihr? Sie erheben sich – der Türmer, der Kurveneck, auch der Spengler Sami –, drei aus unserem Vorstand. Sie verschwinden – scheinen nicht im Zustand zu sein, eine Parteiversammlung zu überstehen.

Was noch dasitzt, sind lauter Italiener. Die bleiben bis zum letzten Tropfen. Was sollen sie anders? Ihr wirkliches Daheim ist weit, ihr Zimmer hier ist kalt. Ich kenne unter ihnen nur den Polier Volpe, mit dem ich öfters zu tun habe – anständiger Kerl.»

Auf die Frage an meine Schwester, ob sie einen Kaffee trinken möge, verneinte sie, doch hätte sie gerne einen Blick in den großen Saal geworfen. Sie stellte mit Besorgnis fest, daß er noch fast leer war. Die Tische waren mit weißem Papier überzogen. Leere Gläser standen umgekehrt darauf. Getränkearten lagen daneben. Plötzlich nahm meine Schwester mich an der Hand und flüsterte mir ins Ohr: «Du mußt unbedingt etwas geschehen.» Sie grüßte kurz und verschwand. Mein Schwager schritt wie einer, der gehenkt werden sollte, an den Präsidententisch. Ich schaute mich um. Ein Vorstandsmitglied stand an der Türe, um Gäste zu empfangen. Einige Männer saßen verloren an den Tischen. Sie winkten dem Vorsitzenden zum Gruß. Er entnahm seiner Mappe die Papiere, auf denen das Programm vermerkt war und vertiefte sich in sie.

Die Tür zum Saal öffnete sich, wenn einzelne Männer eintraten, oder wenn der dicke Wirt abschätzend den nicht vorhandenen Andrang überblickte. Kurz vor acht Uhr sah ich meine Schwester in der Türöffnung winken. Ich erhob mich, schritt zu ihr und hörte mit Bestürzung auf ihre Flüsterstimme: «Du – es werden Leute kommen –, mehr als sechzig. Mein Mann braucht sich also nicht zu schämen. Jeder bekommt eine Flasche Bier und am Schluß noch eine. Ich habe mit Polier Volpe gesprochen. Er wird mit seinen Leuten Beifall klatschen und Bravo rufen.»

Ehe ich Zeit hatte, etwas zu erwidern, schritten die Maurer herein – lauter Italiener. Ein Wirtsgehilfe in grüner Schürze reichte jedem im Vorbeigehen eine Flasche Bier. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Wirkung dieses ungewohnten Spiels abzuwarten. Sie blieb nicht aus.

Von meinem Platz aus sah ich den Präsidenten immer noch in seine Schriften vertieft. Ein Lächeln um seine Lippen deutete an, daß das Getrappel und das Rücken der Stühle in seinen Ohren wie himmlische Musik tönte. Endlich schaute er auf seine Uhr, hierauf in den Saal hinaus. Er stutzte. Lange ruhten seine Blicke auf den ungewohnten Gestalten.

An anderen Tischen zählte er fünfzehn

Männer, die er kannte, fünfzehn Unentwegte. Sie schienen über den Andrang ebenso erstaunt zu sein wie er. Ehe er einen Entschluß zu fassen vermochte, führte der, welcher an der Außentür gewartet hatte, die Referenten herein, voraus den ehemaligen Hauptmann, Nationalrat Dr. Walo von Langenegg. Mein Schwager ließ seine Blätter liegen und ging den Ankommenden mit ausgestreckten Armen entgegen. Einer der Parteifreunde mußte die Leute kennen und klatschte zur Begrüßung Beifall. Er sagte dazu, mehr für sich als für andere: «Bravo!» Das Wort aber war ein Signal für die dazu angetretenen Italiener. Wie ein Funke auf ein Pulverfaß wirkte es. Es explodierte. Über sechzig Stimmen brüllten pflichtgemäß und darüber hinaus: «Bravo! Bravoooooh!» Über hundertzwanzig Hände klatschten dazu. Der Hauptreferent rückte seine Brille zurecht und verneigte sich breit lächelnd nach allen Seiten. Dann setzten sich die Männer links und rechts neben den Vorsitzenden. Man sprach sich gegenseitig einige Freundlichkeiten zu. Mein Blick überflog die einzelnen Gestalten der Italiener. Ich mußte mich fragen, ob der Glaube an die Nützlichkeit dessen, was meine Schwester in rührender Besorgnis angezettelt hatte, nicht ein Trugschluß war. Einige der Bauarbeiter legten, durch das vorangegangene Fest erschlaft, ihre Häupter auf den Tisch. Andere glotzten mit Augen, durch Alkoholzufuhr erweitert, zu uns herüber. Wieder andere mußten durch vernünftiger gebliebene Kollegen ununterbrochen zur Ruhe gemahnt werden.

Der Präsident erhob sich und rief schlicht das Wort: «Silenzium» in den Saal. Auch die Südländer verstanden es. Weil sie aber nicht alle zugleich schwiegen, hörte man die letzten italienischen Worte deutlich heraus. Ich bemerkte, wie mein Schwager leer schluckte. Ihm mußte unbehaglich zumute sein. Es sah aus, als erwäge er, im letzten Augenblick davonzulaufen. Andererseits schien die unerwartet stattliche Zuhörerzahl ihn vor Beschämung zu bewahren.

Er begann seine Einführungsrede einigermaßen beherrscht. Mit ruhiger Stimme betonte er Wichtiges, streifte Nebensächliches. Erst gegen das Ende dieser Einführung – so hatte es seine Frau diesmal angeordnet – stellte er die Gäste vor, verbunden mit dem Dankeswort für ihr Erscheinen. Er nannte den Namen: Dr. Walo von Langenegg, zugleich mit der Rech-

ten auf den Mann hinweisend. Die Parteimitglieder klatschten Beifall und riefen: «Bravo!»

Gleich darauf zuckte man allgemein zusammen, denn Polier Volpe hatte das Zeichen gegeben. Eine Sekunde darauf dröhnte der Saal unter dem Bravogebrüll der Italiener. Selbst die Kopfhänger schrien mit. Man hörte sogar ein «Evviva» heraus. Man mußte warten. Der Hauptredner schaute nach rechts, schaute nach links, wo man wiederum dasselbe tat und sich offenbar fragte, ob man sich nicht etwa im Lokal geirrt habe. Man spürte das Ungeöhnliche, den Fremdkörper. Aber keiner vermochte zu entdecken, was es eigentlich sei. Dem Präsidenten blieb die Pflicht, auch die anderen Redner vorzustellen. Es geizte sich, daß man auch ihnen klatschte. Man wartete wiederum das darauffolgende Gebrüll und dessen Ende ab.

Endlich erhielt der Hauptredner das Wort. War seine Gestalt zu den breiten, mittelgroßen, gutgenährten zu zählen, so fand man sich genötigt, seine Stimme in die gewaltigen einzureihen. Er begann: «Geschätzte Parteifreunde!» Niemand konnte verhindern, daß er dabei die Italiener anschaute. Sie fühlten, daß es sie anging und hoben die Brüste. Der Blick und die eindringliche Stimme des Redners nötigten ihnen augenblicklich höchste Aufmerksamkeit ab. Bereits waren an diesem Tage mehrere Reden über sie gegangen – mehr oder weniger langweilige, weil sie ja doch nur einen Bruchteil davon verstanden hatten. Diese Rede aber hier ließ sie aufhorchen. Ein Feuer loderte darin, wie man es sonst nur in südländischen Stimmen gewohnt war. Die Sprache war fremd, doch verstand man sie mit Hilfe des Geistes, von dem man sich bereits eine beträchtliche Menge zugeführt hatte.

«Die Zeit der politischen Auseinandersetzungen ist wieder da», so fuhr der Redner fort. «Ihr alle wißt um das Schicksal der Nationalratskandidaten: – reden, reden und noch einmal reden! Aber, liebe Parteifreunde, das Reden wird zur Lust, wenn man soviel aufrichtige, anfeuernde Begeisterung erlebt, wie sie euch sichtbar beseelt. Ich danke euch. Euer beispiellos herzlicher Empfang ist für mich eine langandauernde, unvergeßliche Aufmunterung. Die Begeisterung, für eine Idee zu kämpfen, ist aus vielen Köpfen, aus vielen Dörfern, aus vielen Gegenden völlig verschwunden. Mit Parteifreunden aber, wie ich sie heute und hier angetroffen habe, gewinnen wir sie zurück. Be-



STILBLÜTEN

Aus Haushaltungsschulheften von 14-jährigen Mädchen

Man muß sauer abwaschen.

Vor dem Tisch abwaschen muß man die Stühle weg-
stehlen, damit sie nicht vertropft werden.

Anstanzregeln: Am Tisch soll man aufrichtig sitzen!
Schwingpessen.

Kochkehlen.

Leintuch und Wolldecke gibt auf den Stuhl, dann muß
man eine halbe Stunde warten, dann kann man beten.
Federkernmatratzen alle 1-2 Wochen bekehren!

Zwischenhinein dazwischen ein wenig Essig hineinge-
ben! (Mayonnaise).

Sbrinz = Harkäse zum Reiben.

Wenn der Teig ausgeruht ist, wählt man ihn aus.

Elteres Fleisch.

$\frac{1}{2}$ l eingeweichtes Wasser (statt Einweichwasser).

Schuhpendel.

Die Schuhe müssen verduften können.

Rheinfolge.

Den Flaumer führt man kreischend.

geisterung wie die eure verjagt die nagenden Zweifel am Sinn des Daseins. Wir haben nicht nur nackte Lebensmöglichkeiten zu schützen, sondern als Schweizer jederzeit ein Leben von hoher Kultur zu verteidigen. Musik, Malerei, Bildhauerei, Kunst überhaupt – verschönern das Leben.

Sicherheit und Aussicht auf Erfolg bedeuten des Lebens Anreiz. Hilfsbereitschaft und Duldsamkeit bilden zwei weitere Perlen im Schmuck unseres Staatswesens. Jeder hat darin das Recht, auf gesetzlichem Wege dem nachzustreben, was ihm wertvoll erscheint. Um diesen Zustand zu erhalten, ja selbst heute im Zeitalter der ersten Mondraketen noch auszubauen, braucht es Männer ohne Lauheit, Männer mit der Gabe der Begeisterung, wie ich sie hier versammelt sehe.»

So hatte des Hauptredners Wahlrede begonnen. Er nahm kein Papier zu Hilfe. Er trug alles kräftig, frei und offen vor, wie er es wußte und glaubte. Er hob Eigentümlichkeiten unserer Staatsform hervor. Er zog Vergleiche mit denen unserer Nachbarstaaten, mit denen größerer, mächtigerer Demokratien – und Gebilden, die den Anspruch erhoben, welche zu sein. Er geißelte zwischenhinein beweisführend politische Lauheit als Gefahr und wiederholte zu des Präsidenten Freude den besonderen Satz aus dessen Einführungsrede: «Wer nicht politisiert, mit dem wird politisiert.» Er war gerade wieder einmal dabei, der Freude über den ihm zuteil gewordenen Empfang Ausdruck zu verleihen, als er jäh unterbrochen wurde.

Man konnte von heißblütigen Südländern nicht verlangen, daß sie stundenlanges, unverständliches Gerede stillschweigend über sich ergehen lassen mußten. Für die meisten von ihnen war das Gegenwärtige einfach die Fortsetzung des Aufrichtefestes, von der Gartenwirtschaft in den Saal verlegt. Einige schiefen, die Köpfe auf den Tisch gesenkt, andere schwatzten, und ein paar riefen: «Carlo! – cantare! Canta, Carlo canta!» Das war eine Aufforderung an einen gewissen Carlo, zu singen. Eine breitschultrige Gestalt schwang sich auf den Tisch. Der Mann erwehrte sich der Hände, die ihn herunterzerren wollten, und verlangte: «Silenzio!» Hierauf hob er den einen Arm wie eine Statue, stützte den anderen in die Hüfte und begann, den Blick in unbekannte Fernen schweifen lassend, zu singen: «Come prima – più di prima t'amerò –!»

Der Wahlredner setzte sich. Der Präsident

flüsterte ihm, hochrot im Gesicht, etwas ins Ohr, worauf jener begütigend nickte. Was mein Schwager geflüstert hatte, erzählte er mir auf dem Heimweg: – der Sänger sei für den Referenten als Überraschung gedacht –, nur im Zeitpunkt habe man sich geirrt. – Der Sänger sei ein Tessiner. Dieser sang sein Lied mit jeder möglichen Gefühlseinlage, vom weinerlichen Pianissimo über flehendes Andante bis zum ohrenzerreißenden Fortissimo zu Ende.

Der Applaus für ihn war ohrenbetäubend. Als die Italiener sahen, wie man ihnen Beifall zollte, waren sie nicht mehr zu beruhigen. Die Tür öffnete sich, und Gäste aus der Gaststube drängten sich in die Öffnung. Mein Schwager, der Präsident, schickte einen seiner Freunde hinaus, auf daß er den Wirt bitte, für Unge störtheit zu sorgen. Dazu kam es allerdings nicht mehr, denn schon versuchten andere Sänger, es Carlo gleichzutun. Dieser hatte bereits zum zweiten Schlager angesetzt: «Ciao, ciao, Bambina –!» Zwei, drei seiner Kollegen begleiteten ihn, ebenfalls auf die Tische steigend. Der Geist, der allzulange in den Flaschen eingesperrt gewesen war, machte sich Luft. Einige unter den Italienern erkannten den Ernst der Lage. Sie bemühten sich, die Sänger von den Tischen zu zerren, kamen aber schlecht an. Die Worte Ciao, ciao und Bambina wurden durch schauerliche, südländische Flüche abgelöst, und im nächsten Augenblick war die schönste Schlägerei im Gange. Sänger und Antisänger lagen sich in den Haaren. Es krachten Stühle, Bierflaschen splitterten und Gestalten wirbelten herum. Der Präsidententisch wurde mitsamt den daran Sitzenden weggeschoben. Es stieg die Stimmung: rette sich, wer kann! herauf. Scheiben klirrten. Ein Teil der Deckenbeleuchtung krachte auf den Boden. Dr. Walo von Langenegg flüchtete vor dem Tumult, so rasch es der glatte Boden erlaubte, in eine etwas Sicherheit bietende Nische. Der Präsident fühlte sich verpflichtet, ihm nachzugleiten. Dann sah ich eine Weile nur das Weiße ihrer Augen.

Es klingelten Fernsprecher. Meldungen flogen hin und her. Dann drangen ein halbes Dutzend Polizisten in den Saal und schufen innert kürzester Zeit wenn nicht gerade Ordnung, so doch Ruhe. Auf Befehl mußte jeder seinen Schlupfwinkel verlassen. Beschämenderweise hatten auch alle Parteifreunde samt den Referenten ihre Namen anzugeben. Hier auf bestimmten die Ordnungsmänner, wer

hierzubleiben habe, wer sich in ärztliche Behandlung begeben müsse und wer gleich mitzunehmen sei.

Entgegenkommenderweise bot der Wirt dem Präsidenten den kleinen Saal zur Benützung an. Um der Gafferei der Neugierigen zu entgehen, nahm man an und begab sich hinüber. Mein Schwager, der Präsident, überflog die kleine Schar – es waren noch elf. Ein paar hatten sich aus dem Staube gemacht. Er setzte sich gar nicht erst, sondern erklärte unter den gegebenen Umständen die Versammlung als geschlossen.

Den Referenten gegenüber äußerte er noch, er sei über das Vorgefallene selber ebenso erstaunt wie sie, bitte sie aber dennoch um Entschuldigung. Hierauf verabschiedeten sich die Kandidaten nicht eben allzufreundlich.

Auf dem Heimweg belehrte mich der Schwager: «Siehst du jetzt? Meine Vorahnung hat sich erfüllt. Ich spürte den Skandal schon Wochen voraus. Den Skandal aber, den unsere Gegner nun loslassen, fürchte ich noch mehr. Ich bin erledigt. Wie zum Teufel und warum kamen die Italiener in den Saal? Stecken etwa der Türmer und der Kurveneck dahinter? – Oder gar der Haarschneider?»

Ich schwieg mich aus. Gerade als mein Schwager dabei war, seinen Rücktritt als Präsident zu Papier zu bringen, klopfte es und man führte Volpe, den Polier, herein. In gebrochenem Deutsch stammelte er eine Entschuldigung für seine Kollegen. Sie seien ja an jener Versammlung völlig betrunken gewesen. Mein Schwager wehrte begütigend ab – das sei ja bereits vergessen. Übrigens habe der Gesang ihm und auch den hohen Referenten gefallen. Doch der Polier bat immer wieder, man möge ihnen nichts Böses nachreden: «Meine Kollegen wollten es gut machen, und sie wollten Ihrer Frau die Gefälligkeit gerne erweisen.»

«– – Meiner – – Frau?»

«Ja, sie bat uns doch, in den Saal zu gehen und zu klatschen und bravo zu rufen.»

Da war es heraus. «Ich hatte es gut gemeint», bekannte meine Schwester, als ihr Mann sie zur Rede stellte. Er nickte tiefsinnig: «Du hast es gut gemeint! Zugegeben, Elise, du verstehst allerlei von Politik. Daß aber Ausländer, auch wenn sie es noch so gut meinen, sich nicht in unsere Politik zu mischen haben, das hast du noch nicht gewußt. Jetzt aber weißt du es.»